



Volksleben im Speffart ¹⁾.

Von Guido Hartmann.



ur im Verborgenen, ohne die Farbe und den Schmuck, die heute noch in südbayrischen Gauen festliche Anlässe mit malerischem Gepränge zieren, kommt selten und scheu die Vätersitte zu Ehren. Wo der Bauer und der Waldarbeiter das Dorf besiedeln und die Seßhaftigkeit vorwiegend ist, sind auch die alten Bräuche nicht ganz erloschen. Fragend wandernd und behutsam forschend, konnte ich manche Überlieferung sammeln, die der Speffarter noch bewahrt, wenn auch die reichere und schönere ursprüngliche Form verloren gegangen ist.

Bei jedem kirchlichen und weltlichen Feste fand der urwüchsigc Drang des Volkes nicht allein in den durch die Obrigkeit festgelegten Formen Genüge, er suchte vielmehr seinen eigenen Frohs und Trauerstimmungen ungeschminkten Lauf zu lassen.

Des Jahres Wende läßt zu beschaulichem Besinnen ein. In manchen Dörfern (Rück, Neuhütten Köllbach) ziehen Musikkapellen umher und heimfen für ihre lustigen oder feierlichen Weisen, die sie vor den Häusern der Honoratioren, vor einsamen Mühlen und Schöfsten anstimmen, klingenden Lohn ein. In Neuhütten üben die Burschen für den Sylvester- oder Neujahrsabend die sogenannte „Fuldermusik“. Mit Siebkannen, Kroppdeckeln, alten Schellen und vielleicht einer Zieh- oder Mundharmonika wandert die absonderliche Kapelle umher, um ihren Neujahrswünschen wuchtigen musikalischen Nachdruck zu verleihen. Mit Vorliebe sucht die fröhliche Schar die Wohnung heiratsfähiger Mädchen auf. Meist ernten die Musikanten für ihre Glückwünsche Belohnungen.

Ein frommer Brauch, der wohl in wenigen Jahren erloschen sein wird, ist das „Neujahrsbacken“. Aus dem Wein, der am Fest des hl. Johannes geweiht wurde, und Mehl werden kleine, fast viereckige Ruchlein hergestellt. Am Neujahrsmorgen müssen die Familienmitglieder drei Gebäckstücke essen. Sogar unter das Futter des Viehes werden die Bäckereien gemischt.

¹⁾ Es sei auch an dieser Stelle empfehlend auf das Werk „Aus dem Speffart. Kultur- und Heimatbilder von Guido Hartmann (Verlag von Gebr. Knauer in Frankfurt a. M., 2. Aufl., 1911)“ hingewiesen, dessen bleibender literarischer Wert in den zahlreichen warmen Anerkennungen der Kritik wiederholt hervorgehoben wurde.

Schon lange ist der schöne Brauch, am Dreikönigstage in phantastischem Aufputze das Wunder im Stalle Bethlehem auf volkstümliche Art zu feiern, verschwunden. Alte Leute erinnern sich seiner. Merkwürdigerweise taucht er jetzt noch in Aschaffenburg auf, während er rings im Landbezirke in Vergessenheit geriet. Mag manche Ausschreitung die Freude an dem frommen Sprüchlein der naiven Mimen verdorben haben, so hätte doch nicht die Polizeigewalt die Ausrottung mit Stumpf und Stiel betreiben sollen. Nur ein Bruchstück des Verses, den die wackeren Könige aus dem Speessartlande vortrugen, ist mir zugänglich gewesen. Er läßt vielleicht in seinem echt volkstümlichen Ton auf mittelalterlichen Ursprung schließen:

„Die heiligen Dreikönig mit ihrem Stern,
 Sie kommen daher und suchen den Herrn.
 Sie kommen daher aus Morgenland,
 Der Weg ist ihnen wohlbekannt.
 Sie kommen vor Herodes Haus,
 Herodes schaut zum Fenster heraus.
 Herodes reich mir deine rechte Hand.
 Meine rechte Hand die reich' ich dir nicht,
 Du bist ein Ritter ich trau' dir nicht.
 Du bist ein Ritter aus Mohrenland,
 Die Sonne hat dich ganz schwarz gebrannt.“

Am Dreikönigstag werden in einzelnen Ortschaften jetzt noch Kuchen durch das Lottospiel ausgelost. Burschen und Männer würfeln um den Einsatz, bis er ausgespielt ist. Früher bekamen jene Mädchen Kuchen, die einen Schatz hatten. Sie wurden bei diesem Anlaß von den andern mit Peitschenknallen verulkt. Das Peitschenknallen an diesem Tage wird jetzt noch geübt, ohne daß die Dorfjugend seine Bedeutung kennt.

In dem Dorfe Neuhütten im Hochspeessart bekunden malerische alte Häusergruppen den fest am Alten hängenden Sinn dieser Kernbauern; gläubige und zähe Art wurzelt in den Leuten. Ertragreiches Feld und die dadurch geförderte Viehzucht haben den Wohlstand und die Seßhaftigkeit der Gemeinde begünstigt. Das fernige Böklein mußte sich einen Brauch zu bewahren, der sonst nirgends mehr im Speessart auftaucht.

Am Faschingsdienstag in der Frühe eilen Kinder von Haus zu Haus mit dem Ruf: „Stroh raus! Stroh raus!“ Wenn ihr Vorrat an Strohbürden nicht groß genug erscheint, wiederholen sie ihren Sammelruf: „Stroh raus, es langt noch nit!“ Dann verbringen sie ihre Lasten auf den höchsten freien Berg im Osten des Dorfes. Ein Teil der Garben wird um ein eisenbeschlagenes Rad gewickelt, das durch eine quer durchgeschobene lange Stange lenkbar ist. Über das Strohrad werden kunstvoll die übrigen Bürden geschichtet. Bei einbrechender Dunkelheit wird es auf der Höhe lebendig. Lichter tauchen auf und verschwinden. Pötzlich knistert ein sprühende, raketenähnliche Feuergarbe empor. Die Lichter scharen sich allmählich im Halbkreis um den Flammenherd, der aus einem Reifighaufen dringt. Die Dunkelheit senkt ihre Schatten tiefer. Da ertönen drei

Schüsse aus der Ferne. Feuer fällt in das Strohrad. Und nun rollt die Flammensonne majestätisch zu Thal. Tanzende Fackellichter, funkelnde Sterne begleiten sie in neckischem Reigen. Das Feuerrad versinkt am Fuße des Berges, die zusammengeworfenen Fackeln schlagen zur letzten Lohe auf. Die Sterne und Fackellichter haben sich in natürliche, brennende Reifigbesen schwingende Menschenkinder verwandelt. Mit hellen Kehlen stimmt der Geisterchor das alte Soldatenlied an: „Die Sonne steht im Westen.“ Die Menschengruppen, die das schöne und tief-sinnige Schauspiel schweigend und fast andachtsvoll betrachtet haben, strömen zum Dorfe zurück.

Eine Überlieferung deutet den Brauch dahin, daß das Feuer- oder Faselrad Menschen, Vieh und Flur im Umkreise vor verheerenden Blitzschlägen bewahren soll, soweit sein Licht sichtbar war. Als in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die alte Gepflogenheit vernachlässigt worden war, wurde eine Frau auf dem Felde vom Blitze erschlagen. Daraufhin nahm die Gemeinde die geheiligte Überlieferung wieder auf.

Sicher ist jedoch das Feuerrad der symbolische Gruß an die wiederkehrende Sonne, unter deren erlösendem Strahl die bösen Wintergewalten weichen müssen. Die Deutung des Brauches als Blitzsegen ist irrig, sie ist wohl erst in den letzten Jahrzehnten entstanden.

In Stadtprozelten, Breitenbrunn und Mondfeld im Mainspeßart wird der grimme Winter begraben, wenn das erste Frühlingsahnen in die Berge und Täler dringt. Drei Wochen vor dem Ostersonntag sammeln sich Knaben und Mädchen zu wohlgeordneten Reihen und folgen einer vorangetragenen riesengroßen, schwarzgekleideten Strohfigur, die auf der häßlichen Kopfmaske den mit einem grünen Zweig aufgeputzten Zylinderhut trägt. Dabei singt die muntere Schar unaufhörlich den frischen, rhythmischen Reim:

„Heio, Totemo,
Des Johr kriege mer a bessers Johr.“

Nach Beendigung des Umzuges wird der Heio verbrannt und seine Asche in den Main gestreut. In früheren Jahren ertränkte man den Totemo im Main, bis ein polizeilicher Machtspruch dem glücklich entdeckten Unfug Einhalt gebot.

Link erwähnt („Das Peter und Alexanderstift zu Aschaffenburg.“ Würzburg 1875.) noch andere Verse, die aber in der Zwischenzeit verloren gingen. Ihr Verlust kündigt wohl das allmähliche Aussterben des fröhlichen Brauches an. Nach Link lautete der frühere Text:

„Heijo, Heijo, Totemo,
Übers Johr kriege mer e bessers Johr.“
„Heijo, Heijo, Summertog,
Der Winter ist ein schlimmer Mann,
Er hat e rechts Paar Stiefel an.“

Nach dem Begräbnis des Strohmannes singen die heimziehenden Kinder:

„Mer hewwe de Todte nausgetroge,
Naus ins lange Judehaus.
Heut über drei Wuche
Backe die Bauern Küche.“

Wie einst wird aber heute noch die wackere Schar, deren Jubel den Frühling meldet, mit Obst, Gebäck und Süßigkeiten, die aus allen Häusern gespendet werden, belohnt. In den mitgenommenen Säcken verschwindet die wohlverdiente Kriegsbeute. Gerade Link, der den Irrtum vertritt, daß es sich um einen durch die Pest entstandenen Brauch handle, führt selbst einen alten Mann als Zeugen dafür an, daß der Heijo den Winter darstelle.

In Faulbach ziehen am gleichen Tage die Kinder im Orte umher, um Stroh und Kleidungsstücke zur Erschaffung des Heijo und seiner Frau zu sammeln. Je nach Bedarf ertönt der Ruf: „Stroh raus!“, „Hose raus!“, „Stiefel raus!“ bis die ganze Ausrüstung des Heijo, zu der sogar Mantel, Schirm und Tabakspfeife gehören, zusammengetragen ist. Die Frau des Heijo wird mit einem Sommerhut und Sonnenschirm ausgestattet. Der Heijo und seine Frau treffen sich, von entgegengesetzten Richtungen kommend, in der Mitte des Dorfes an einer Brücke. Dort küssen sie sich lange. Die Kinderschar, die das Heijopaar zur Verbrennungsstätte am Main geleitet, singt den Vers:

„Heijo, Summertag,
Der Winter ist ein schlimmer Mo,
Hat a recht Paar Stiefel o.
Heijo Summertag,
Heut über drei Wuche
Bake die Bauern Küche.
Heijo Summertag,
Aus 'em Bratebrunner (Breitenbrunner) Hertehaus
Hange die Luppe minanner raus.
Heijo Summertag.“

Dann eilen die Kinder zurück, um Huzel, Nüsse und Zwetschgen als Lohn zu empfangen. Der Bub und das Mädchen, die bei dem Wettlauf die letzten geblieben sind, werden als „Trummelsvater“ und „Trummelsmutter“ verspottet.

In alten, heidnischen Überlieferungen wurzelt wohl auch die Sitte, daß in der Nacht vom 30. April auf 1. Mai 3 Kreuze mit Kreide an die Türen und Tore angebracht wurden. Man bannte durch diese Zeichen die Hexen, die in der Walberanacht sich zu ihren Tänzen an den Kreuzwegen sammelten. Der Rauch des Feuers im Herde hinderte das Eindringen der unholden Geister durch die Kamine.

Mit Klappern und Rasseln ersetzen die Knaben an den Kartagen die verstummten Kirchenglocken und Orgeln. Mit ihren Värminstrumenten durchziehen sie die Ortsstraßen (um 6 Uhr morgens, 12 Uhr mittags und 6 Uhr abends), indem sie vor einzelnen Häusern den Vers anstimmen:

„Wir laden euch zur Kirche ein,
Dies soll das erste (zweite, dritte) Zeichen sein.“

Am Karfreitag ziehen in frühen Morgenstunden in manchen Dörfern des südlichen Speffarts junge Mädchen durch die Gassen und lassen herzerhebende alte Marienlieder erschallen. Sie sammeln als Lohn für den frommen Sang die ihnen gerne verabreichten Eier.

Das einzige Speßartdorf, in dem sich noch das Johannisfeuer erhalten hat, ist Rük im Elsavatal. Gegenwärtig wird, nachdem die kirchliche Feier des Johannistages auf den dem 24. Juni folgenden Sonntag verlegt ist, auch das weltliche Fest an diesem Tage begangen. Am Abend sammelt sich auf einer beherrschenden, waldfreien Anhöhe, die Dorfjugend, um einen mächtigen Holzstoß aus Tannenreisig aufzuschichten. Wenn die Dämmerung das Tageslicht verdrängt hat, wird der Brand in den Holzturm geworfen. Eine mächtig aufloodernde Feuerfäule belebt weithin die Kunde und verkündet den harrenden Talbewohnern, daß die letzte Erinnerung an eine alte Vätersitte immer noch nicht ganz erstorben ist. Die Knaben singen während der einfachen, aber stimmungsvollen Feier ein Kirchenlied zu Ehren des hl. Johannes.

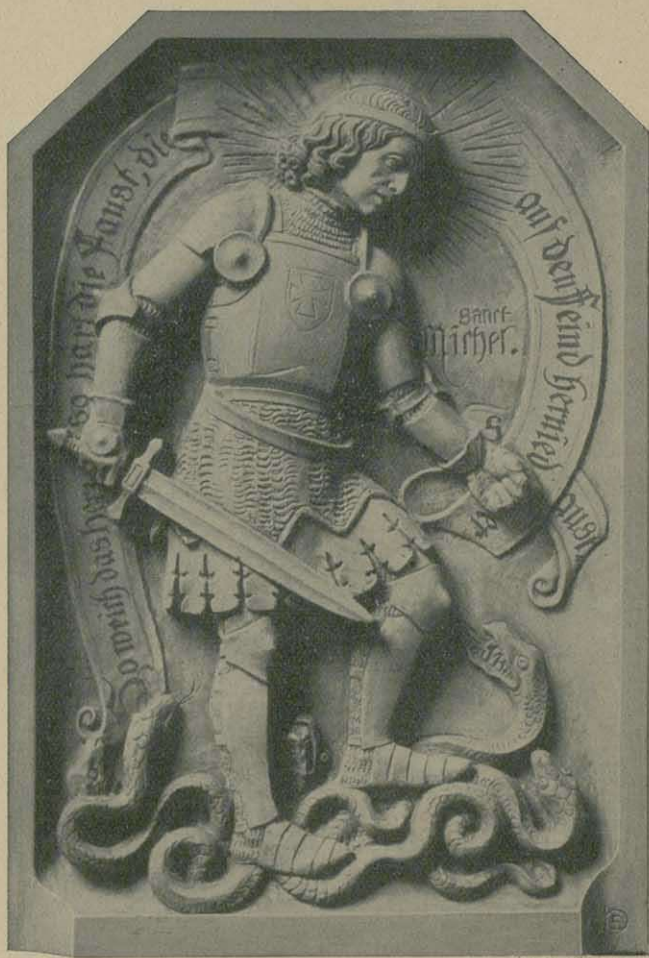
Manche frohe Szene belebt das Kirchweihfest. Mit Sang und buntem Aufputz zieht das junge Volk unter Marschmusik und gerüstet mit Besen, Beil, Metermaß und sonstigen, abenteuerlichen Waffen zum Dorf hinaus, um die „Kerb“ zu holen. Am Kirchweihsamstag war nämlich nachts um 2 Uhr eine Flasche Wein auf einer Wiese vergraben worden. Es gilt nun, den Schatz zu suchen. Das geschieht mit viel Wichtigkeit und Umständlichkeit; drolliger Uk begleitet das Ausmessen des Grundstückes, bis endlich der Fundgegenstand durch List und Beschwörungskünfte hervorgezaubert ist. Wenn dann die letzte Kerbstunde geschlagen hat, verlassen die Tapfersten der Sezhaften mit dem lauten Jammerruf: „Mei gute Kerb is fort!“ und ähnlichen, auch derberen Gefühlsausbrüchen das Wirtshaus.

Auch der hübsche Brauch des Hammelstanzes spielt noch manchmal am Kirchweihstage seine belebende und ergögende Rolle. Die jungen Burschen haben gemeinsam ein Schaf gekauft und ziehen mit dem festlich geschmückten Opfer auf eine dem Dorfe nahegelegene Wiese. Mädchen und Burschen umtanzen im Kreise unter Musikbegleitung einen Stab, auf dem ein brennendes Licht befestigt ist. Das Opferlamm fällt als Siegespreis jenem Paare zu, bei welchem im Vorbeitanzen das Licht erlischt. In manchen Orten müssen die Sieger den Hammel zum Mahle richten. Unter Jauchzen, Gesang und Marschmusik zieht die frohe Schar zum Dorfe zurück. Der Hammelsschmaus bildet den Beschluß des heiteren Festes.

Die Hochzeitsbräuche sind zumeist in der Dürftigkeit und Gleichmacherei unseres Zeitempfindens untergegangen; von all den natürlichen Äußerungen ungekünsteltesten Schmuckbedürfnisses, naiver Treuherzigkeit, frommen Glaubens und altväterlicher Zeremonien sind kaum einige Reste sichtbar geblieben.

Acht Tage vor der Hochzeit ergeht die Einladung an die Gäste. Es gilt als kränkende Zurücksetzung, wenn sie später erfolgt. Am Vorabend des Festes lädt die Braut nochmals unter Überreichung eines Rosmarinzweiges mit roten Bandschleifen ein. Die Einladung wird dadurch wiederholt und bekräftigt. Am Hochzeitstage tragen Braut, Bräutigam und die Trauzeugen Rosmarinzweige, die mit Bändern geziert sind. Die Braut legt nebst einer Opfergabe einen Zweig, den ein weißes gesticktes Tuch und rote Bänder schmücken, auf den Altar. In

der Art der Geleitsordnung des Hochzeitzuges läßt sich noch die Überlieferung erkennen. In vielen Gemeinden wird die Braut nicht von ihrem zukünftigen Manne, sondern von zwei jungen Burschen geleitet, von denen in manchen Gegenden der rechte durch eine rote Schnur, der linke durch eine blaue gekennzeichnet ist. Dem Bräutigam zur Seite gehen die Brautführer. In der Kirche



Heinz Schiefl. St. Michel.

Das Bild ist u. a. im Verlag „Frankenland“ als Kriegspostkarte Nr. 9 in feinstem Mattfunktendruck erschienen.

fniet die Braut nicht neben dem Bräutigam, sondern zwischen den jungen Mädchen. Zum Altar geben die Brautführer der Braut das Geleite. Die gleiche Ordnung wird auch beim Verlassen der Kirche eingehalten. Im südlichen Spessartgau, in der alten, reichen Wertheimer Grafschaft, gebrauchen die Hochzeitslader zur Ladung, die immer 8 Tage vor der am Dienstag stattfindenden Hochzeit erfolgt, den Stock mit silbernem Knopf. Festlicher gestaltet sich in dieser Gegend die Feier

dadurch, daß nach dem Mahle dem Brautpaar der erste, Brautführern und Brautmädchen der zweite, den übrigen Gästen der dritte Tanz in der geschmückten Tenne zugestanden ist.

Nur selten zieren wie ehemals Bänder und Guirlanden den Brautwagen und das Gespann, wenn der Hausrat in die neue Heimstätte überführt wird.



Heinz Schiestl. St. Jörg.

Das Bild ist u. a. im Verlag „Frankenland“ als Kriegspostkarte Nr. 10 in feinstem Mattkustdruck erschienen.

Auch die sinnige Sitte, daß Braut und Bräutigam aus gemeinsamem Teller essen, ist nicht mehr gang und gäbe. Fast im ganzen Speßart dagegen belustigt noch heute das Pantoffelstehlen beim Brautgelage die Festgäste. Während des Festmahles werden der Braut die Schuhe von den Füßen gestohlen. Erst durch ein Lösegeld oder Geschenke werden sie wieder zurückgegeben.

In den weltenlegenen Dörfern des Südspeßarts zog noch vor zwei Jahr-

zehnten die Braut an einem Freitag bei zunehmendem Monde mit ihrem Brautwagen in das zukünftige Heim. Freya, die Göttin des häuslichen Glückes und der Ehe, segnete den Bund an dem ihr geweihten Tag. Wie der Mond zunahm, so sollte der Wohlstand des Hauses wachsen. Die Braut kehrte an dem gleichen Tage wieder in das elterliche Heim zurück und verblieb dort bis zur Hochzeitsfeier. Die dem Trauakte folgende Nacht verbrachte sie abermals im Elternhause. Erst auf diesem Umweg konnte sie dauernd in das Haus ihres Gatten einziehen. Es mag dahingestellt bleiben, ob die Deutung richtig ist, daß diese sogenannte „Sarnacht“ ihren Ursprung in der biblischen Überlieferung hat, daß Sarah, Abrahams Frau, nach der Vermählung noch 3 Tage im Elternhause verweilte.

Ein vielleicht unscheinbarer, aber doch für die Dürftigkeit und Armut der Verhältnisse bezeichnender Zug tritt bei familiären Festen hervor. Wenn z. B. die Einladungen zur Metzelsuppe ergehen, dann hat jeder der geladenen Freunde und Nachbarn die Pflicht, sein eigenes Eßgeräthe mitzubringen.

Rührend ist der noch manchmal sich geltend machende Drang, die im Sterbehause aufgebahrten Toten zu betreuen. Freunde, Verwandte und Nachbarn wechseln in der Totenwache. Die Wächter werden durch Kaffee und Schnaps ermuntert und entlohnt.

Als in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts und in den Jahren 1660 und 1668 das Schreckensgespenst der Pest Entsetzen und Vernichtung unter den Speßartbewohnern verbreitete, suchten die bedrängten Bewohner sich durch fromme Gelübde die Hülfe des Himmels zu sichern. Der Hellsfeiertag in Damm bei Utschaffenburg ist ein heute noch gehaltener Gelöbnistag an die grauenhafte Herrschaft der unheimlichen Seuche. Der letzte Freitag im September wird durch Arbeitseinstellung und Gottesdienst wie ein Sonntag gefeiert. Ein strenger Fasttag zeigt den Ernst dieses Tages an. Nur Kuchen, Brot, Butter oder Käse dürfen als Mittag- und Abendmahlzeit genossen werden, kein Feuer darf im im Herde brennen.

Wie viel Bartes und Tiefes, das dem Volksempfinden entsproß und sich in den Bräuchen wiederpiegelte, mag unerforschbar im Zeitenstrom untergegangen sein! Unsere innige Sorge müßte es werden, einen Damm gegen die vernichtenden Fluten der Stadtkultur zu errichten. Noch können wir geheiligten Besitz bewahren und die Volksseele vor Nüchternheit, Verflachung und Nachahmungssucht retten. Die städtischen Lebensformen werden sich immer von den ländlichen unterscheiden. Was aber sollen wir unsern Bauern als Ersatz bieten, wenn wir ihnen den Glauben an die urtümliche Kraft und Schönheit ihres Seelen- und Fantasielbens nehmen? Sollen Grammophon und Kino ersetzen, was an lebendiger Frohlaune, an derbem Mutterwitz, an ungebrochener Sinnenfreude, an Innigkeit und Naivität des Empfindens verloren geht? Das unverfälschte Bild der Schöpfung ist der göttliche Inbegriff des Schönen. Mögen Menschenhand und -geist die Formen der Natur veredelnd und gestaltend gemeistert haben, nie werden die kunstvollsten Schöpfungen die Schönheit des Ursprünglichen übertreffen. In dem naiven Volks-

